

DIE FACKEL

Nr. 291

30. NOVEMBER 1909

XI. JAHR

Sie gehören zusammen!

Von Karl Kraus

Die »Concordia«, der Verein gegen Verarmung und für Bettelei, hat also richtig dank der sinnigen Erfindung, sich am gleichen Tag in die Welt zu setzen, den größeren Teil der Schillerehren abbekommen ¹. Ihr Präsident, jener emeritierte Börsenredakteur des Herrn Benedikt, von dem das geflügelte Wort stammt: »Ich lass' mich nicht länger sekkieren, ich geh, ich hab' genug!«, hielt eine Festrede, in der er ausdrücklich dementierte, daß der Idealismus tot sei, und rief:

»Sind denn die Menschen, denen die Errungenschaften der Freiheitskämpfer in den Schoß fielen, wirklich allesamt dem reinen Eigennutz, der nackten Selbstsucht untertan? Ich wage es, die Frage zu verneinen ... Ich bestreite entschieden, daß die neue Generation dem herzlosen Materialismus verfallen sei«.

Man blicke nur um sich. Im Leitartikel und im Feuilleton zeige sich

»neben vollendeter Darstellung stupendes Wissen, Scharfsinn, sprühender Geist, Liebreiz und feinsten Geschmack. Selbst kleine Tagesnotizen sind oft literarische Kabinettsstücke, die den Meister der Sprache, die den Dichter verraten«.

Auf diese Eröffnung hin konnte sich der Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth, den man unter den Anwesenden bemerkte, nicht länger zurückhalten. Er rief aber nicht etwa: »Ich hab' genug!«; wie er denn auch in seiner amtlichen Tätigkeit noch immer jener Gefühlsregung ausweicht, die sich in dem Entschluß ausdrücken ließe. »Ich geh'!«. Im Gegenteil. Er ließ ein Lied auf die Wiener Presse aus der Kehle dringen, von dem er in seiner Anspruchslosigkeit gewiß glaubte, daß es Lohn sei, der reichlich lohnet. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, der ihm noch draufzahlte. Wie mag er überrascht gewesen sein, als er schon am nächsten Tage sich extra belohnt und als genialen Staatsmann in eben jenen Blättern gefeiert sah, die ihm bis dahin auch nur die bescheidensten Fähigkeiten abgesprochen hatten. Wahrlich, er hatte ein Recht, zu sagen, die »Concordia« zähle heute »zu den stolzesten Schöpfungen des Mutualismus in Österreich«. (Stürmischer Beifall). Wohl, er hatte ein Recht zu behaupten, »das ganze öffentliche Leben der Epoche« sei »auf Publizität aufgebaut«. Und wahre Publizität werde heute »fast nur noch durch die Presse vermittelt, lebe nur in der Presse und durch die Presse«. Zweifellos. Denn was nützt es dem Herrn v. Bienerth, daß das Gerücht von seinen staatsmännischen Fähigkeiten im Wege des Tratsches christlichsozialer Hausmeisterinnen verbreitet wird? Wenns in der Judengasse nicht kolportiert wird, also nicht schwarz auf weiß zu lesen ist, kann eine österreichische Regierung mit den schönsten Talenten Pleite machen. Darum muß ein öster-

1 Den Muselmännern in Deutschland gefiel diese Idee, so daß sie von den 364 Tagen jedes Jahres ausgerechnet den Tag der Deutschen Einheit, unseren höchsten staatlichen Feiertag, zum »Tag der offenen Moschee« erklärten, angeblich, um ihre tiefe Verbundenheit mit Deutschland zu zeigen.

reichischer Minister von Zeit zu Zeit die Gelegenheit wahrnehmen, der 'Neuen Freien Presse' zu sagen, daß er ohne sie nicht regieren könne, ja, wenns sein muß, daß er ohne sie nicht frühstücken könne. Und von Zeit zu Zeit muß ein österreichischer Minister sich genau so gebärden, als ob er der bekannte Schabbes—Goi wäre, jener Funktionär, den die liberalen Redaktionen sich halten, damit er an hohen Festtagen die den Redakteuren unerlaubten Handlungen für sie verrichte, oder solche, die sie selbst nur mit geringerer Autorität verrichten könnten. Wenn es nun die Unschuld des Hilsner oder die Denkmalswürdigkeit Heines gilt, genügt in der Regel Herr Pötzl als Eideshelfer oder sonst ein bodenständiger Jochanaan, den der Redaktionsherodes in der Zisterne schmachten läßt, bis er eines Tages — doch nicht den König von Capadocien meint. Die 'Neue Freie Presse' verschreibt sich für solche Zwecke einen arischen Hofrat und fünf Ärzte, die eidlich begutachten. Jetzt aber haben sie es alle zusammen bis zum Ministerpräsidenten gebracht, der bei einem so außerordentlichen Anlaß, wie dem des fünfzigsten Geburtstages des Journalistenvereins, der berufene Mann ist, der Welt zu sagen, daß der Reinertrag der kulturellen Entwicklung der »Concordia« zufällt. Daß die deutschen Dichter und alle anderen abhängigen Kaufleute, Musikanten und Komödianten mit ihrem Glückwunsch aufwarten, ist gar nichts. Solche Heerschau bietet auch die Präsenzliste eines gewöhnlichen Concordiaballes oder der Inhalt seiner Damenspende. Daß ein Gerhart Hauptmann, bekanntlich »Deutschlands erster Dichter«, die Concordia die »große Kulturträgerin« nennt, ist auch noch nicht viel, und nicht einmal, daß er sich ihren sprachlichen Anregungen dankbar erweist, indem er »das Wachsen und Blühen der Concordia aufrichtig beglückwünscht«. Auch ist es noch immer kein Ereignis, daß Herr Bernhard Shaw, der schon bald den Trebitsch wird ins Deutsche übersetzen können, die feinsinnige Bemerkung macht, er beglückwünsche die Concordia »nicht, weil sie sechzig Jahre alt ist, sondern weil sie ihre Jugend mit jeder neuen Journalistengeneration erneuert«; nicht ohne die Pointe hinzuzufügen, je jünger sie sei, desto besser verstehe sie seine Stücke. (Der Schäker!) Und nicht einmal die Carmen Sylva macht mit ihrem Sprüchlein das Kraut fett, wiewohl ihr so wirtschaftliche Abwechslung in ihrem Dichterleben immerhin gut anschlüge. Ja, selbst der Archivar Albert Josef Weltner, der wie der gute Krondorfer nie auf unserm Geburtstagstische fehlt, dürfte mit seinen Versen das Selbstbewußtsein der »Concordia« noch nicht wesentlich gehoben haben. Nichts, was sie nicht schon hundertmal gehabt hätte. Aber ein österreichischer Ministerpräsident, christlichsozialer Sympathien dringend verdächtig, der unter sie tritt und ihr faustdicke Liebenswürdigkeiten sagt — das konnte sie brauchen. Er suchte nach Genossen der Schmach. Er langte sichtlich nach Teilnehmern der Situation, deren peinliche Neuheit er fühlte. Er redete sich auf die Epoche aus, er berief sich auf die Entwicklung, er appellierte an das Schicksal, er holte Tod und Teufel herbei, um nicht so ganz nackt unter den Reportern zu stehen. Da verfiel er auf die Wissenschaft. Hat sich die nicht längst schon mit der Presse kompromittiert? Jawohl, »selbst die Wissenschaft«, sagte Herr v. Bienenrath, »erkennt die Presse heute als den ebenbürtigen jüngeren Bruder an, der ihre Geistesschätze in Scheidemünze umprägt und in Verkehr bringt«, und wies in sinniger Weise darauf hin, daß die feierliche Versammlung von Geschichtenträgern sich im Festsaal der Akademie der Wissenschaften breitmache. Versteht sich, auch der große Bruder ist auf Reklame angewiesen, und wie stünde der Herr Professor Noorden mit seiner Wissenschaft da, wenn ihm die 'Neue Freie Presse' nicht die Patientenliste abdruckte und wenn man nicht heute auch die Geistesschätze nach einem bestimmten Tarif in Verkehr zu bringen vermöchte. Wobei freilich bemerkt wer-

den muß, daß die Annahme des Ministerpräsidenten, daß dergleichen gegen Scheidemünze zu erreichen sei, noch immer eine gewisse Geringschätzung der Presse bedeutet. Davon können sich die offiziellen Herren eben doch nicht ganz freimachen. Und wenn sie die Presse selbst so dringend brauchen wie der Herr v. Bienenrth. Er bekannte seine Notdurft mit wohlthuender Aufrichtigkeit, ja, er nahm sich kein Blatt vor den Mund, als er allen Blättern zum Munde sprach. Er begann damit, von den »großen Schwierigkeiten« zu erzählen, die man ihm jetzt in der österreichischen Politik mache, und drückte die Überzeugung aus, daß das »erlösende Wort« bald gesprochen würde. »Von dieser Zuversicht erfüllt, bin ich gerne der freundlichen Einladung gefolgt, in Ihrer Mitte zu erscheinen.« Am nächsten Tag schon stand das erlösende Wort in den Zeitungen. Es war ein Erfolg, als ob Herr v. Bienenrth die Antrittsvisite des Debütanten in den Redaktionen mit einem einzigen Bückling nachgeholt hätte. Der Wunsch, daß sämtliche Büros, in denen die Chefredakteure sitzen, nur einen hintern Aufgang hätten, schien erfüllt zu sein. Der Ministerpräsident sollte erfahren, daß er nicht zu viel gesagt habe, als er der Wiener Presse außer Geschmack und Anmut auch die »Beweglichkeit« nachrühmte, die in ihren Spalten lebe, und hervorhob, es sei »das Wunderbare an ihr, daß sie selbst die Wunden heilt, die sie schlägt«. Sie tat es. Aber sie konnte nicht anders. Der Herr hatte ihr Komplimente angetan, auf die auch die anständigste Person hereingefallen wäre. Er hatte sogar alle Verdächtigungen ihrer Unschuld abgewehrt, um sie dranzukriegen. Und er hatte beteuert, daß gerade die Schönheitsfehler, die man ihr immer vorwerfe, einen erotischen Reiz auf ihn ausüben. Was entschuldigte er nicht alles!

»Selbst der Plural der Majestät, den der Journalist anwendet«, rief er, »ist nicht der Ausdruck von Stolz oder Überhebung, sondern nur ein Zeichen der Hingebung und des Entsagens, denn in diesem 'Wir' opfert der einzelne sein 'ich' auf und läßt seine Persönlichkeit, seine Individualität ganz im Wesen des Blattes aufgehen, dem er dient.«

Gewiß ist diese Bordelltreue ein sympathischer Zug; aber ich möchte den Wert der Persönlichkeiten und Individualitäten nicht wägen, die das Zeug dazu haben, sich der Lebensaufgabe einer geistigen Madame Riehl unterzuordnen. Liegt Vergewaltigung der Menschenwürde vor, geht es wirklich um den Verzicht auf Ruhm und Nachruhm, wie Herr v. Bienenrth meint, dann hinaus mit einer Regierung, die anstatt die Gitterstäbe des publizistischen Lebens zu brechen und eine strenge Untersuchung anzuordnen, solchem System öffentlich das Wort redet! Natürlich haben wiederum, wie damals, ein paar Beamte den Vorteil gehabt, indem sie gratis zur Liebe gekommen sind. Pfui Teufel! »Generationen stiller Arbeiter und Diener am Worte«, sagte dieser Ministerpräsident, »sind dahingegangen, und die Presse ist immer höher gewachsen«. Natürlich, die Bordellmütter sind umso reicher geworden, je widerspruchsloser ihre Opfer sich ausnutzen ließen. So und nur so fasse ich die stille Dienerschaft am Wort auf. Denn daß Herr v. Bienenrth meinen Aphorismus kennt, der das Wesen des Sprachkünstlers in die nämliche Formel faßt, will ich nicht glauben. Er wird doch nicht auch noch meine Gedanken, durch die ich die Distanz des Künstlers vom Journalisten abstecke, zur Verherrlichung des Journalismus verwenden wollen? Wehe ihm! Daß die Presse durch den »immer großartiger werdenden Nachrichtendienst ein unlösliches Band um Völker und Staaten schlingt«, mag er ihr nachsagen. Wenn den Bau der Welt sonst nichts zusammenhält, mir kanns recht sein. Einstweilen scheint aber der Nachrichtendienst nicht die Völker untereinander, sondern bloß die Regierungen und die Redaktionen zu verbinden. Gehören wir doch zusam-

men! sagte Herr v. Bienenrth, als er beim Fest der Presse erschien; und damit hat er wahrlich eine Wahrheit ausgesprochen, die jenes erlösende Wort ist, auf das die Schwierigkeiten der Politik, aber auch die Beschwerden der Kultur gewartet haben!

* * *

Sie gehören nicht zusammen!

Die folgende Gegenüberstellung enthält wie durch ein Wunder alle Sätze, die von den beiden Staatsmännern über dasselbe Thema gesprochen worden sind:

v. Bienenrth:	v. Bismarck:
<p>Ich war der Meinung, daß die Regierung nicht fehlen dürfe, wenn eine angesehene Vereinigung heimischer Publizisten ein so bedeutsames Jubiläum begeht.</p>	<p>Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgültig. Ich lege nur Wert auf die Geschichte, was die später über mich sprechen wird. (1890)</p>
<p>Gehören wir doch zusammen, ergänzen wir doch einander, und diese Gemeinsamkeit, die uns an Werktagen verbindet, darf auch an Festtagen nicht versagen.</p>	<p>In ihrem gegenwärtigen Zustand gewährt die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegenteil. (1873)</p>
<p>Der ernste und ehrliche Journalist von heute strebt nicht, über sich selbst hinauszuwachsen, er tritt im Gegenteile genügsam zurück, bescheiden fügt und ordnet er sich ein ... Ein reiches, ursprüngliches Lebenswerk taucht auf diese Art nicht selten in Namenlosigkeit unter, für die es keinen zeitlichen und keinen Nachruhm gibt. So mancher schafft da sein ganzes Leben, spricht täglich zu den Lesern seines Blattes, aber sein Name wird vielleicht dann zum erstenmal genannt, wenn seine Augen sich geschlossen haben.</p>	<p>Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es »Freiheit der Presse«, für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will. (1885)</p>
<p>So sind Generationen stiller Arbeiter und Diener am Worte dahingegangen, und die Presse ist immer höher gewachsen. Aus dem geistigen und materiellen Leben unserer Zeit läßt sich die Zeitung gar nicht mehr weg-</p>	<p>Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abstumpfen können, und das ist namentlich seit 1848 gelungen; bis dahin hatte für einen großen Teil der Bevölkerung alles Gedruckte seine</p>

denken. Man kann sagen, das ganze öffentliche Leben der Epoche ist auf Publizität aufgebaut. Wahre Publizität aber wird heute fast nur noch durch die Presse vermittelt, lebt nur in der Presse und durch die Presse.

Sie ist es auch, die durch ihren immer großartiger werdenden Nachrichtendienst ein unlösliches Band um Völker und Staaten schlingt und diese einander näher bringt.

Das ist eben die große, völkervereinigende Sendung der Journalistik, eine Sendung, der sich gleich bedeutsam ihre Aufgabe als das rege kritische Gewissen der Zeit zugesellt.

Gewiß ist auch die Presse wie alles Menschenwerk unvollkommen, aber das ist das Wunderbare an ihr, daß sie selbst die Wunden heilt, die sie schlägt.

Große Anforderungen werden heute

besondere Bedeutung; jeder, der auf dem Lande nur ein Amtsblatt las, hielt das Gedruckte für wahr, ungeachtet des üblichen Sprichworts: er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen, zu sagen: er lügt wie telegraphiert. (1869)

Denn gegen den Mißbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut; sie denken nicht an den Reichtum von Geldmitteln, der es jemandem möglich macht, zum Telegraphieren aller in drei bis vier Sprachen übersetzten Tendenzlügen in verschiedenen Weltstädten Lektoren zu bezahlen ... (1869)

Es wird in unseren Zeitungen zu viel auf Sensationelles gesehen, als ob alle Tage so etwas passieren müßte ... Da setzt er (der Korrespondent) sich dann hin und berät sich mit seiner Phantasie oder er macht sich an auswärtige Gesandtschaften, die ihn natürlich gern mit Nachrichten versehen, welche ihren Zwecken entsprechen. (1875)

... Verdrehungen, zum großen Teil in der ohne Zweifel patriotischen Absicht, das Ausland auf die Abwege der Regierung aufmerksam zu machen ... (1863)

Sie (die Presse) hat die drei letzten Kriege veranlaßt. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schlesiens, und die österreichische und die süddeutsche hetzte gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzuges beigetragen. (1877)

Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich. (1888)

Denn *manches*, das in den Zeitun-

an den Journalisten gestellt, dafür aber wird ihm die Genugtuung zuteil, daß sein Werk immer mehr im allgemeinen an Geltung und Bedeutung gewinnt.

Die Gedanken, die Einfälle, die Pläne, die seines Geistes eigen sind, werden in dem Augenblicke, da sie in Druckerschwärze erscheinen, zum Gemeingute ...

Indem jede Meinung zum Worte gelangt, ist ein freier Wettkampf der Ideen möglich.

Selbst die Wissenschaft erkennt sie als den ebenbürtigen jüngeren Bruder an ... Die Zeitung wirkt als die tagtäglich sich fortsetzende Schule der Erwachsenen.

Ich fürchte sehr, Sie werden mir den Vorwurf machen, daß ich viel zu viel von der Presse im allgemeinen und viel zu wenig von unserer heimischen Presse spreche. Ich gestehe offen, daß ich diesen Fehler nicht ohne Absicht begehe, denn, wenn ich von unserer heimischen Journalistik sprechen soll, so empfinde ich einige Verlegenheit ...

Ich würde mich aber einer Unterlassung schuldig machen, wollte ich nicht, der höchst erfolgreichen karitativen Tätigkeit unserer Presse gedenken ...

Die »Concordia« zählt heute zu den stolzesten Schöpfungen des Mutualismus in Österreich.

Ich kenne keinen anderen Beruf, der an seine wahrhaftigen Bekenner einen solchen Anspruch von Opfermut und Entsakungskraft stellt, wie

gen steht, ist denn doch wahr, wenn auch nicht alles. (1869)

Druckerschwärze auf Papier, (1888)

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre ... (1863)

Die Zeitungen sind gegenwärtig kein Bildungs—, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdient. (1873)

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von prinzipienlosen gebildeten Männern, die den Wert der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren. (1887)

Es dürfte in der ganzen Monarchie von der höchsten Wichtigkeit sein, unsere Mitbürger so schleunig als möglich vor dieser moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse zu schützen. (1850)

Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse wieder verdorben. (1881)

Sie befindet sich zum großen Teil in den Händen von Juden und unzufriedenen Leuten, die ihren Lebensberuf verfehlt haben. (1862)

der journalistische. Der Beruf der Publizisten gleicht dem Baume, der nicht für sich blüht und grünt, dessen Frucht und Schatten immer andere genießen.

An der Wiener Presse besonders wird allerorten die große technische Vollendung anerkannt, der Geschmack, die Anmut und Beweglichkeit, die in ihren Spalten leben, der Eifer, womit sie bestrebt ist, die Koryphäen des geistigen Lebens heranzuziehen und in den Dienst der Volksaufklärung zu stellen.

Es gereicht mir zur Genugtuung, ihnen zu den großen Errungenschaften die wärmsten Glückwünsche und die aufrichtige Anerkennung der Regierung aussprechen zu dürfen.

Die Presse ist hier in Wien schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preussische. (1864)

Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede. (1890)



Der Giftmord, die Moral und der Postverkehr

(Situationsbericht vom 26. November)

Von *Karl Kraus*

Die Bevölkerung ist in größter Erregung. Sie bestürmt die Presse, die gleichfalls in größter Erregung ist, mit Anfragen und die Polizei, die nicht nur in größter Erregung ist, sondern auch »fieberhaft arbeitet«, mit Vorschlägen. Alles ist auf den Beinen, alles nimmt den Mund voll, alles Interesse ist jener Rubrik des öffentlichen Lebens zugewendet, wo die kriminellen Bilderrätsel stehen. »Ein Offizier macht einen Brief auf. Wo ist der Mörder?« Die bekannte Unterstützung, die die Polizei vom Publikum erfährt, wenn es sich darum handelt, einen zu fangen, hat diesmal ihren besondern Sporn. Es geht jeden an. Aber nicht, weil jeder in Gefahr schwebt, einen Giftbrief zu bekommen — er braucht ja die Pille nicht zu schlucken —, sondern weil in so aufgeregten Zeiten jeder in Gefahr schwebt, als Giftmörder verhaftet zu werden. Schließlich hat jeder Mensch ein Merkmal, das die Daktyloskopen, Schriftgelehrten und Pharisäer in den Spuren des Täters gefunden haben. Zur Zeit, da ein stadtbekannter Mörder einen Havelock trug, ging es allen an den Kragen und alle wurden erwischt, die das Kainszeichen dieser Kleidung trugen. Jetzt hat der Polizei jemand gesagt, daß der Mensch irrsinnig sein müsse, der solche Dinge

tut, wie sie jener Giftmörder getan hat. Die Folge davon ist, daß sie in die Irrenanstalten eindringt, um den Mörder zu suchen, und die Insassen, die bisher nur von Psychiatern beobachtet waren, nun auch der Obhut der Detektivs unterstellt. Weil bei einem Mörder Irrsinnverdacht vorliegt, lenkt sie den Mordverdacht auf die Irrsinnigen. Es könnte immerhin sein, daß ein internierter Urlaub bekommen hat, um die Giftbriefe aufzugeben. Aber auch jener Teil der österreichischen Bevölkerung, der auf freiem Fuß ist, muß sich stündlich von dem Arm der Gerechtigkeit gestreift fühlen. Es herrscht die bange Spannung einer Schulstunde. Und dabei ist es nicht so sehr die Frage, wer drankommen wird, die alle Gemüter bewegt, als die Erwartung, die sich so oft einer Klasse bemächtigt, wenn einer etwas angestellt hat, der sich nicht melden will, und die Untersuchung auf einem toten Punkt steht: Einer muß es gewesen sein, und wenn er sich nicht freiwillig meldet, bleibt die ganze Bevölkerung hier!

Wenn wir aber ein gutes Gewissen haben und die Sache ohne Erregung betrachten, so können wir sagen, daß sich uns in dieser Giftmordsensation vor allem drei Faktoren aufdrängen: Herr Stukart, die Sittlichkeit und die fin-dige Post.

Die Sittlichkeit ist eigentlich wie immer die Hauptsache. Allgemeine Entrüstung herrscht über den Elenden, der einen Giftmord nicht einfach beging, sondern »in das Schellenkleid der Zote und in die Form eines derben erotischen Späßes« kleidete. Man kanns gar nicht aussprechen, welchem Zweck die Pille zuge-dacht war, wenn sie nicht eben eine tödliche Wirkung gehabt hätte. Die andeutende Moral findet zwar auch den Giftmord als solchen anstößig, aber näher geht ihr der »aphrodisische Zweck«, dem der Täter die Pillensendung empfahl und den man zwar im Annoncenteil, aber nicht im Leitartikel erläutern darf. Nicht der vergiftete Pfeil, aber daß Eros der Absender war, beunruhigt die Gemüter. Die Aussicht auf Erhöhung der Potenz, die ein Blick in den Annoncenteil ohne poetische Umstände eröffnet, wird im Leitartikel passend umschrieben.

»Er wühlte in der Vorstellung herum, wie gerade Lebensgier die Unglücklichen mitten aus der Hoffnung auf berausenden Genuß in das Verderben hineinreißen wird. Er sah in der Phantasie, wie diese armen Menschen, von der Lockung gereizt, *das Unbekannte* zu versuchen, noch von Zärtlichkeiten träumend sich auf dem Boden in Schmerzen winden usw.«

Der Offizier, dem's geschah, muß aber gegen den Verdacht, als ob er das Mittel nötig gehabt hätte, in Schutz genommen werden. Offenbar nahm er es nicht zur Hebung der Manneskraft, sondern um zu sterben.

»Er hat sich vielleicht um den Inhalt der Gebrauchsanweisung gar nicht gekümmert oder nur achtlos, wie das jedem geschehen kann, darüber hinweggelesen und, ohne zu denken und ohne sich des Zwecks bewußt zu sein, die verhängnisvolle Pille, die von Oblaten verhüllt war, geschluckt.«

Also gewiß nur, weil er sie für tödlich hielt und ohnedies sterben wollte. Die Pille war von Oblaten verhüllt, er konnte daher nicht ahnen, daß sie ein gemeines Aphrodisiakum sein könnte. Hätte er das geahnt, er hätte sie nicht geschluckt, sondern mit Entrüstung zurückgewiesen. Wofür hielt er sie? Im ersten Moment hatten wir angenommen, er habe sie geschluckt, weil er sich ihres tödlichen Zwecks nicht bewußt war. Warum hätte er sie aber schlucken sollen, wenn er sich auch ihres aphrodisischen Zwecks nicht bewußt war? Nein, es wird nicht gelingen, ihn zu entschuldigen. Er hat im vollen Bewußtsein, daß die Pille als ein Mittel gegen Männerschwäche offeriert wurde, ge-

handelt, und er hat sie vielleicht nicht nur trotz, sondern wegen dieses Wissens geschluckt. Die Moral müßte ihn verurteilen. Aber sie sucht nach Argumenten für seine Entlastung. »Diese Auffassung« (daß er an ein Aphrodisiakum auch nicht einmal gedacht habe), sagt sie, »hat die größte Wahrscheinlichkeit. Der junge Mann hatte eine Braut und schrieb gerade an sie, als das Unglück geschah. Er war sicher in diesem Augenblicke weit davon entfernt, sich auf Späße einzulassen, die seinem ganzen Wesen und der Würde, die ihm nachgerühmt werden, widersprachen.« Späße? Die Hebung der Manneskraft ein Spaß? In Widerspruch zur Manneswürde? Die Tatsache, daß er eine Braut hatte und an sie gerade schrieb, als ihm das Mittel ins Haus kam, ein Beweis gegen die Möglichkeit, daß er sich einer aphrodisischen Lockung zugänglich zeigte? Aber schon ist ein weiterer Beweis zur Stelle. »Auch der Diener berichtet, daß sein Herr den Abend bei der Lampe zu Hause zubringen wollte, und dieses Symptom *beweist*, daß der arme Hauptmann *kaum* ahnte, was in der Gebrauchsanweisung enthalten war, als er mechanisch eine der auf seinem Schreibtische vor ihm liegenden Pillen in den Mund nahm.« Es ist in der Natur eines Symptoms gelegen, daß es nicht ganz verlässlich ist. Daß einer bei der Lampe sitzt, ist bloß ein Anzeichen dafür, daß er eine Gebrauchsanweisung nicht liest, immerhin aber ein Beweis, daß er sie *kaum* liest. Sicher aber ist, daß ein ernster Mensch eher eine Pille, die ihm der Briefträger bringt, mechanisch in den Mund nehmen als den Brief lesen wird, der ihr mitgegeben war. Jedenfalls ist die Schärfe der Untersuchung bemerkenswert, die gegen den verstorbenen Hauptmann geführt wird. Den hat man. Und die Symptome, Spuren, Beweise für seine sittliche Lebensauffassung sind wichtiger als die Anhaltspunkte, die man etwa auf der Suche nach dem Mörder findet. Ein Giftmord eröffnet den Verdacht, daß die Moral verletzt worden sei, es besteht die Aussicht, daß man endlich einmal hinter so etwas kommt, und Presse, Polizei, der gesamte Generalstab der Moral sind am Werke, den Tatbestand zu verschleiern und den Schuldigen herauszuhauen.

Die einzige Post, jene Institution, die den Ruf der Findigkeit vor der Polizei voraus hat, scheint sich durchaus für die Überführung jenes Unbekannten zu interessieren, der an den Hauptmann nicht nur eine unsittliche Zumutung gestellt, sondern ihn auch ermordet hat. Man soll unserer Post nicht nachsagen, daß sie sich damit begnügt, Giftbriefe an die Adressaten richtig zu befördern. Ihre Findigkeit bewährt sich auch in der Ermittlung des Absenders. Wie sollte sie aber diesen, da er sich doch vorsichtshalber nicht auf dem Kuvert unterschreibt, anders herauskriegen, als durch eine Eigenschaft, die sie vor allem auszeichnet, nämlich durch ein vorzügliches Physiognomiengedächtnis? Unsere Post ist imstande, sich an jeden Aufgeber, der an ihren Schalter tritt, zu erinnern. In den Hauptstädten anderer Staaten pflegt diese Eigenschaft der expedierenden Beamten in der Fülle der Gesichte, die ein riesiger Parteienverkehr mit sich bringt, zu verkümmern. Bei uns bleibt ein Vorfall, wie die Übergabe eines Briefes am Schalter, noch lange im Gedächtnis des Beamten haften, und wenn die friedliche Ruhe eines Postamts nicht gerade durch das Fangerlspiel der Telegraphistinnen — ich hatte neulich meine helle Freude an solcher Übung jugendlichen Frohsinns — unterbrochen wird, so bedeutet gewiß ein Mann, der acht Pakete bringt, eine so starke Abwechslung, daß seine Erscheinung noch lange den Gesprächsstoff in den beteiligten Kreisen bildet. Man höre nur, was die Funktionäre jenes berühmten Postamts erzählten, als die Polizei darauf bestand, daß sie ihre Beobachtungen aus den letzten Wochen zu Protokoll gäben:

Der Amtsdienner Born, der beim Auflegetisch stand, sah den Fremden kommen und sagte: »Was bringen S' denn da für einen Hau-

fen?« Der Fremde sagte: »Es sind ja nur acht Stück«, legte sie auf den leeren Tisch hin und entfernte sich. Die Manipulantin Fräulein Posselt sowohl wie der Amtsdienner Born haben also den Mann gesehen, und als der Unbekannte fort war, entspann sich folgender Dialog: Fräulein Posselt: »Was muß denn das für ein Sportsmann sein mit seinen gescheitelten Haaren und seinen lichten Gamaschen?« Born: »Ausschauen tut er wie ein Engländer.« Fräulein Posselt: »Was sind denn das für Briefe?« Born: »An lauter Offiziere. 's is, überall was drin.« Fräulein Posselt: »Wahrscheinlich eine Überraschung zu Leopoldi ¹.« Dann bekam Fräulein Posselt die Briefe in die Hand und sah, daß einige vollständige Hausadressen hatten, andere nur die Bezeichnung »Wien«. Der Giftbrief an den unglücklichen Hauptmann Madei aber war, wie sie durch die zufällige Erinnerung an ein nebensächliches Detail beim Kartieren bestimmt weiß, in die Hainburgerstraße, also in die Wohnung adressiert.

Wenn es gelingt, durch solche Unterstützung des Mörders habhaft zu werden, so wird es ein Verdienst unserer Post sein, um das sie etwa die Berliner Post beneiden könnte. Je geringer der Parteienverkehr, desto größer die Aussicht, eine Partei zu entlarven, die Böses im Schilde führt. Daß aber die Absendung von Giftbriefen durch eine Aufhebung der ganzen Institution wesentlich erschwert würde, unterliegt keinem Zweifel. Postämter, in denen Nestroysche Unterhaltungen geführt werden, könnte man zwar aus Pietät bestehen lassen; sie sind ganz herzlich und bewähren sich schließlich in ihrer Art. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß die Eisenbahnkatastrophen von den Eisenbahnen kommen, und ich kann es mir darum nicht versagen, auch aus dieser Sphäre einen Nestroyschen Dialog zu zitieren, nämlich einen echten, in dem das Neuartige dieses Verkehrsmittels nicht anders zum Ausdruck kommt, als die postalische Sensation der acht Pakete in jenem Gespräch:

Ignaz: Na, du wirst Augen machen, Vetter, wannst auf die Eisenbahn kommst. — Peter: Ich fürcht' mich a bisserl vor die Dampfkessel und vor die Lokomotiver. — Frau Zachelhuberin aus Neustadt: Fürchten vor der Eisenbahn? — Peter: Ja bei mir is es 's erste Mal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erste Mal werd'n Sie ihnen auch g'forchten haben. — Frau Zachelhuberin: Fahren Sie mit nach Neustadt? — Peter: Bitt' untertänig, nur nach Brünn. — Frau Zachelhuberin: O das is nix, da is kein Tunnel auf'm ganzen Weg ... Wenn Sie einmal den schauerlichen Tunnel bei Gumpoldskirchen werden passiert haben ... — Ignaz: Das is was Außerordentliches.

So richtig nun die Polizei handelt, wenn sie die Aussagen der Postbeamten ernst nimmt, denen die Abwicklung des Parteienverkehrs starke Erlebnisse bringt, so richtig es eben ist, sich auf die Findigkeit der Post in der Eruiierung des Absenders zu verlassen, so verfehlt ist es, ihre Einrichtungen selbst zur Grundlage einer Untersuchung zu machen. Denn wenn ein Giftmord verübt, wird, kommen nicht nur erotische Mißbräuche, sondern etwas noch viel Schlimmeres an den Tag: die Schlamperei. Eine einzige unter den vielen Zuschriften aus dem Publikum, mit denen die Affäre uns gepeinigt hat, hat einen tieferen österreichischen Sinn. Der Einsender macht nämlich darauf aufmerksam, daß bei den polizeilichen Forschungen immer angenommen wurde, daß die Giftbriefe zu einer bestimmten Stunde aus den Briefsammelkästen ausgehoben worden seien.

¹ Leopold III., "der Fromme", Schutzheiliger Österreichs, Gedenktag 15. November, † 1136

»Ich habe jetzt schon mindestens fünf— bis sechsmal festgestellt, daß der mir zunächst liegende Sammelkasten in der Titlgasse statt um 8 erst um $\frac{1}{2}$ 10, statt um 10 erst nach $\frac{1}{4}$ 12, statt um 12 erst $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ 2 und so weiter immer etwa um 1 oder $1\frac{1}{2}$ Stunden nach der vorgeschriebenen Zeit ausgehoben wurde. Kann dergleichen nicht auch in anderen Bezirken vorkommen?«

Auf die Frage, wann ein Zug eintrifft, wird einem in Österreich bekanntlich die Antwort: »So um a elfe kommt er gern.« Wenn nun ein Unglück geschah und die Behörde sich bei der Untersuchung auf den Fahrplan verließ, so kann es leicht passieren, daß ihre ganze Mühe umsonst war. Solche Überraschungen brächten freilich zwar einen Sherlock Holmes um den Ruhm, aber nicht Herrn Stukart. Er arbeitet fieberhaft. Und wenn ihn das Gedächtnis der Postmanipulantin im Stich läßt, so wendet er sich an eine Graphologin. Diese stellt fest, daß die Schrift in den Begleitbriefen der Giftsendungen die »eines jungen, gesunden, unersetzten Mannes von blühendem Kolorit und sympathischem Aussehen sei«. Stimmt mit den Beobachtungen der Postmanipulantin. Nur daß der Mörder unersetzt war, hatte sie nicht bemerkt. Aber das sieht man eben nicht bei einem oberflächlichen Blick auf die Statur, sondern erst beim genauen Studium der Schrift. »Er scheint sich in bescheidenen pekuniären Verhältnissen zu bewegen, ist sparsam im Hause, nach außen jedoch bemüht, zu repräsentieren.« Stimmt, ein Offizier. »Sein Auftreten ist bescheiden, aber sicher und selbstbewußt.« Ein Offizier! »Bemerkenswert ist seine Vorliebe für Häuslichkeit und eingezogenes Leben.« Auch das läßt darauf schließen daß das Fräulein Poppée die Ansicht teilt, der Mörder sei ein Offizier. »Sein Beruf bringt es mit sich, daß er ein vorzüglicher Zeichner ist. Der Beruf ist technischen Wissenschaften sehr naheliegend.« Stimmt! Er schreibt »abreisen« mit »sz«¹. Die Graphologin schließt daraus, daß er ein Ungar sei. Auf die nächstliegende Vermutung, daß er lichte Gamaschen trage, ist sie nicht verfallen. Trotzdem braucht man es nicht zu bereuen, daß man sie befragt hat. In Österreich herrscht das gesunde Prinzip, daß bei der Fülle von Reklame, die durch ein Ereignis ins Verdienen gebracht wird, alle Berufe beteiligt werden. Wenn Zyankali verschickt wurde, werden die Apotheker interviewt, um »Kola—Dultz« anzupreisen, die Professoren kommen zum Handkuß, die Ärzte geben Ratschläge, die Advokaten machen Vorschläge, das Publikum stellt Beobachtungen an, die Polizei arbeitet fieberhaft: warum sollte gerade das Fräulein Poppée mit leeren Händen ausgehen? Ein Bankdirektor stirbt an einer Tapetenvergiftung und sein Tod wird zur Tapeziererrekklame. Der Grundsatz alles österreichischen Denkens: »Lass'n verdienen!« Die Öffentlichkeit dieses Landes ist in fortwährender Bewegung. Es ist das lebhafteste und malerische Treiben, das sich auf einem alten Stück Gorgonzola abspielt.

*

In letzter Stunde: Es ist der Polizei trotz energischer Untersuchung und der Aufwendung eines beispiellosen Scharfsinns gelungen, des Täters habhaft zu werden. — Ein präterierter Generalstäbler: kein anderer konnte es sein; der Fall war nicht schwierig. Aber wenn er selbst nicht einmal heiklig gewesen wäre: ehe man sich entschließt einen unter siebzig zu finden, sucht man ihn unter sieben Millionen. Die Polizei macht es sich nicht gern so leicht, wie es ihr die Mörder machen. Sie ist dankbar, aber sie streckt den Arm erst aus, nachdem sie eine Woche lang fieberhaft gestikuliert hat. Dann liegt alles vor Bewunderung auf dem Bauch, und das Antlitz des Herrn Stukart glänzt wie die Sonne, die es an den Tag bringt.

1 Einführung des »ß« als Buchstabe 1901, bis **dahin** schrieb man »sz«

* * *

Glossen

Von Karl Kraus

Der Angeklagte sagte, die Statthalterei habe ihm das Zeugnis ausgestellt, seine Fabrik sei eine Musterfabrik. »Wie wenig das Urteil begründet war« — sagt der Angeklagte — »haben die Katastrophe und deren schauerlicher Ausgang bewiesen.« Und nun erzählt er:

Die Gründe der Katastrophe sind: ich wollte das Materialmagazin auf dem Boden anlegen — allgemeines Schütteln des Kopfes. Ich sagte: »Ich baue einen Schacht, der mit dem übrigen Dachboden nicht in Verbindung steht.« — »Nein, das ist ausgeschlossen«, war die Antwort. Ich: »Wenn Sie mir das schon nicht gestatten, erlauben Sie mir den Bau eines Magazins längs der Feuermauer.« Darauf keine Antwort. »Gehen wir in die Keller hinunter!« Hier waren die Herren ganz entzückt. »Da, der Keller ist das geeignetste Magazin.« Und gerade durch die Einlagerung im Keller war die Möglichkeit der Katastrophe eigentlich gegeben. Das war es, was der Fabrik den Charakter einer Menschenfalle gab, und ich saß in meiner Fabrik auf einem Vulkan. Diese behördlichen Anordnungen haben die Katastrophe verschuldet ... Ich mache die Behörde hier von diesem Platze verantwortlich ...

Präs.: Sie haben also selbst erkannt, daß beim Bau etwas nicht in Ordnung ist. *Wenn Sie gescheiter waren, als die Behörden*, dann war es, ich muß schon so sagen, gewissenlos, daß Sie doch den Betrieb eröffneten. — Angekl. (achselzuckend): Es ist leichter, nachher zu urteilen. Ich kann doch nicht beurteilen, ob der Bau richtig ist, wenn die Sachverständigen dies sagen. — Präs.: Daß ihnen erlaubt wurde, das Fabriksgebäude mitten in der Stadt anzulegen, war doch nur ein *Entgegenkommen* dem Gewerbe und der Industrie gegenüber. Man hat ihnen *gestattet, was eigentlich nicht hätte gestattet werden dürfen*. — Angekl.: Für mich wäre es vorteilhafter gewesen, wenn man mir kurzweg erklärt hätte, der Bau genüge nicht, die Fabrik entspreche baulich nicht ihren Zwecken. — Präs.: Sie brauchen, da man ihnen gegenüber nachsichtig gewesen ist, *nicht so sehr auf die Behörde hinzuhauen*.

Es ist gewissenlos, in Österreich gescheiter als die Behörden zu sein, und es ist undankbar, auf sie hinzuhauen, wenn durch ihr Entgegenkommen eine Katastrophe herbeigeführt wurde. Verwaltung und Gericht: Man kann sich in Österreich alles richten und es gibt noch Richter in Österreich ... Wieder ein gutes Stück Tradition, das ich da im Fluge der Zeitungslektüre erhascht habe.

* * *

Womit sich die Herren Richter die Zeit vertreiben.

(Ein Abenteuer im »Moulin Rouge«.) Eine *der Pikanterie nicht entbehrende* Betrugsanzeige beschäftigte gestern den Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt Bezirksrichter Dr. Bilek. Die derzeit im Etablissement »Moulin Rouge« gastierende Tänzerin Lola F., eine hübsche, üppige Blondine, soll nach einer von dem in

Triest wohnhaften Kaufmann Rachumin erstatteten Strafanzeige ihn um den Betrag von siebzehn Kronen unter der listigen Vorspiegelung betrogen haben, ihm ihre Gunst zu schenken. In dem Bestreben, »Wien bei Nacht« kennenzulernen, wurde er von einem Geschäftsfreunde in das Vergnügungsetablissement »Moulin Rouge« geführt, woselbst es ihm bald sehr gut gefiel. Es entspann sich zwischen der Tänzerin und dem Triester Kaufmann eine sehr angeregte Unterhaltung, und die Tänzerin nahm aus der Geldbörse des Kaufmannes mit dessen Zustimmung einen Betrag von 17 Kronen, *wogegen* (gegen dem daß) sie ihm den Schlüssel zu ihrer Wohnung übergab. Bald verschwand jedoch in einem unbeachteten Moment die Tänzerin auf Nimmerwiedersehen, und der Fremde aus Triest hatte das Nachsehen. In seinem Zorn erstattete er gegen die Tänzerin eine Betrugsanzeige, die auch zur Erhebung der Anklage führte. Zu der Verhandlung war die Angeklagte erschienen und bestritt entschieden, den Anzeiger betrogen zu haben, denn sie habe ihm nichts versprochen. Die siebzehn Kronen habe sie von ihm dafür erhalten, daß sie ihm an seinem Tische Gesellschaft leistete. Der Richter beschloß, zur vollständigen Aufklärung der *eigenartigen Angelegenheit* den Anzeiger *in Triest* im *Requisitionswege vernehmen zu lassen*, und *vertagte* zu diesem Zwecke die Verhandlung.

Später wurde die Tänzerin freigesprochen, und Herr Rachumin hatte schon wieder das Nachsehen. Aber es ging nicht an, ihm dieses Vergnügen sofort zu verschaffen, und deshalb mußten zuerst Akten beschmiert werden. Die Herren behaupten nicht mit Unrecht, daß sie überbürdet seien. Denn sie müssen auch noch »Kopf oder Adler« spielen. Zum Exempel:

Zwei 15jährige Schusterbuben Josef B. und Franz M. waren vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt wegen Hasardspiels angeklagt, weil sie mit einem dritten Kollegen auf einer Wiese im Prater »Kopf oder Adler« gespielt hatten. Der eine hatte vier, der andere sechs Heller bei sich. Der Richter sprach beide Jungen frei, da nicht ein Hasardspiel angenommen werden könne, das geeignet sei, das wirtschaftliche Verderben der Spieler herbeizuführen.

Wie lange wird noch Kopf oder Doppeladler gespielt werden? Es sollte ein verbotenes Spiel sein, weil der Einsatz groß und die Chance gering ist. Und der Kopf gewinnt nie.

* * *

Herr Moriz Benedikt beginnt seinen Nachruf für Herrn v. Taussig mit den folgenden Sätzen:

Theodor v. Taussig ist heute gestorben. Aus dem Mittelstande hervorgegangen, *schloß er die Augen* in den Prachträumen eines Bankpalastes *und lebte* den größten Teil des Jahres in einer Villa, *die, auf der Höhe des Küniglberges gelegen*, ein Merkmal der *Landschaft von Hietzing* geworden ist. *Die Natur* war ihm sehr wohlgesinnt und hat ihn *zu solchen Erfolgen* gut ausgestattet. Er hatte einen *schlanken Körper*, der über die mittlere Größe hinausgewachsen war und dessen eleganter Schwung selbst an der Vorstufe zum höheren Alter nicht durch Ansatz schwerer Leiblichkeit verdorben wurde.

Anders, begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.

Wenn er aber von ungarischer Politik spricht, beginnt er:

Auf seidenem Bette ruht Franz Kossuth. Ein seidener Baldachin ist über seinem Lager gespannt, seidene Vorhänge fließen an den Seiten herunter, und all die seidene Pracht, die beim Tapezier zu bestellen ist, umgibt ihn. Weich sind die Federn, worauf sein krankes Bein ausgestreckt ist, weichlich die Luft im Zimmer und von allerlei Wohlgerüchen durchzogen ... Vor diesem Bette sind in den letzten Monaten die ungarischen Staatsmänner oft gesessen. Vielleicht sind manche darunter, die, erzogen in der Waldesluft der von den Ahnen vererbten Güter, die Freuden, die ein Parfümerieladen verschaffen kann, nicht mögen ... Alle haben jedoch diese Gefühle unterdrückt und sind zu dem kranken Handelsminister gekommen ... Die ungarische Politik begegnete sich mit den höfischen Ansichten in der gemeinschaftlichen Überzeugung, daß der von Gliederreißen schwer geplagte Kossuth einen geradezu entscheidenden Gefechtswert habe.

Sonderbarer Schwärmer!

* * *

Es ist ein pietätvoller Usus bei der 'Neuen Freien Presse', daß die Hinauswürfe, die dem Herausgeber doch manchmal widerfahren, getreulich in den Nachrufen quittiert werden, in denen die hinauswerfende Persönlichkeit beschrieben wird, sobald sich hinter ihr die Tür des Lebens schließt. Darauf mußte auch Herr v. Taussig vorbereitet sein, und er kann sich heute gewiß nicht dagegen wehren, daß der Leitartikel mit Poesie anfängt und mit Perfidie aufhört. Die Stachelkränze mit Immortellen (zwischen durch mit Stilblüten bespickt), das sind nun einmal die Kondolenzen eines volkswirtschaftlichen Journalisten, der gern am Schmerz teilnimmt, wo er an den Freuden nicht beteiligt war. Es ist etwas Eigenes um die Wahrheiten am frischen Grab, die aus dem innern Drang der Heuchelei kommen. Man soll ihnen nicht wehren. Was man aber den Hinterbliebenen ersparen könnte, sind jene Aufrichtigkeiten, die einem Nachrufer wider seine bessere Absicht entfahren. Es ist ein Malheur, daß man einem Rabbiner nicht genau sagt, was er zu sprechen hat. So konnte es geschehen, daß am Grabe des Herrn v. Taussig Herr Gudemann eine Charakteristik des Mannes gab, die er offenbar für die Quintessenz alles dessen hielt, was in solchen Fällen zum höchsten Preise — ich bitte das nicht mißzuverstehen — des Toten gesagt werden kann. Wenn sie aber in einer anti-semitischen Zeitung gestanden hätte, hätte man sie für die schärfste Kritik des sozialen Begriffes Taussig gehalten. Der Oberrabbiner sagte nämlich: »Die Glaubensangelegenheiten betrieb er mit einem Ernst, als ob es Geschäfte wären, während er die Geschäfte mit einer Gewissenhaftigkeit verwaltete, als ob es sich um Glaubensangelegenheiten handeln würde.«

* * *

Man kann schließlich auch die Inhaltsangabe von Richard II. telegraphieren.

Berlin, 13. November. Josef Kainz setzte als Richard II. sein Gastspiel im Königlichen Schauspielhause fort. Diese Tragödie, in der Shakespeare so eindringlich auf die Hinfälligkeit aller irdischen

Größe hinweist, indem er zeigt, daß ein König, wenn man ihn seiner Macht entkleidet, ein unglücklicher Mensch ist ...

Der Berliner Telegraphenbeamte wird schön gestaunt haben. Er machte Herrn Paul Goldmann darauf aufmerksam, daß im Satz von dem seiner Macht entkleideten König die Pointe fehle, nämlich die Fortsetzung

»während ein Moderner, selbst wenn er einen Bettler sich in einen König verwandeln ließe, ihn damit noch nicht zum glücklichen Menschen machen würde«.

Aber Paul Goldmann wehrte ab. Die 'Neue Freie Presse' habe bloß gewünscht, vor allen anderen Blättern den Inhalt von Richard II. zu erfahren.

* * *

Was sich alles in Wien begibt, wenn man einmal eine Woche nicht da ist. »Drei aus der Steiermark« haben sich zusammengetan, um den Wienern ihre Dichtungen vorzulesen. Es ist zu hoffen, daß der berühmte Buchtitel des Herrn Bartsch nach dem Muster der zwölf kleinen Negerlein eine noch weitere Reduzierung erfährt. Jetzt waren's zwar nur mehr drei, aber sie sind Heimatkünstler. Und von denen kommen immer noch zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend. Der eine las eine »Schnurre«. Das brauchen wir nicht. Der andere war »fidel«. Wir sind es nicht. Und der dritte, ach der dritte, war der Sohn des »steirischen Klassikers«, des Rosegger, aus dessen Augen bekanntlich der Schalk blitzt. Auch an dem Sohne wurde diese Erscheinung wahrgenommen. Das war also Graz. Aber auch Prag stellt seine Heimatkünstler, und darum blieb uns eine Vorlesung des Herrn Hugo Salus nicht erspart. Der ist wieder einer von einer ganz andern Rass'. Fern von jeder Schnurrigkeit und mehr jenem Schmerz hingegeben, der darum nicht kurzweiliger wirkt, weil er schon tausendjährig ist. »Man kennt die sympathische Art dieses Poeten.« Ich hatte gewettet, daß in den Referaten das Wort »nachdenklich« vorkommen werde. Natürlich hätte ich diese Referate auch schreiben können, wiewohl ich fern von der Vorlesung weilte. Etwa so:

»Es war die anmutigste Sprechstunde eines Frauenarztes« (Herr Salus ist nämlich ein solcher und las natürlich in einem Frauenverein). Die lyrische Seele ordinierte. Und manches duftige Frauengeheimnis fand in dieser müden Stimmung lyrischer Boudoirs seine Lösung. Salus fühlt den Puls der Unverstandenheit, fängt ihn gleichsam in zarten Rhythmen ein. Ein bisserl preziös, wie eben auch dieses Prag schon, so zwischen der weicheren Wiener Anmut und deutscher Ernsthaftigkeit seine preziöse Note hat. Aus der nachdenklichen Stimmung dieser Versreihen, wie 'Kornfeld' und 'Abendreigen' (ich will nur rasch bemerken, daß diese Namen keine Prager Firmatafel bedeuten), führen Sehnsuchten in dem Adagio des Entsagens zu klareren Gedankenketten, die sich zum lyrischen Geschmeide schlingen, wenn Salus in dem Gedicht 'Die alte Uhr' uns den Ablauf des Daseins gibt. Salus trifft die lyrische Wirkung, die das empfänglichere Nervensystem der Frau auch von seinem Äußeren empfängt: nur die Krawatte, die nicht die schlamperte Nuance der älteren Lyrik liebt, bringt auf den ersten Blick eine gewisse Enttäuschung. Aber diese schulmeisterliche Schlichtheit ist vielleicht eine hübsche Pointe. Hugo Salus ist der Lyriker der Frauenseele, die auch in Prag auf den Erlöser wartet.«

Nun, bin ich nicht ein Ästhet? Sollen's nur nachmachen! ... Aber was sehe ich: in derselben Spalte, in,der ein Arzt als Lyriker gewürdigt wird, die

Darstellung eines fürchterlichen Spitalsjammers! Man höre nur: »Mit einem Liedervortrage des Herrn Paul Schmedes, der für den erkrankten Dr. Lulek einsprang, endete der musikalische Teil der Feier. Da auch Fräulein Ritscher aus Berlin abgesagt hatte, mußte Hofschauspieler Löwe zur Freude des Publikums *so lange Gedichte von Schiller* vorlesen, *bis endlich* Fräulein Hanne mann vom Deutschen Volkstheater *eintraf* und die Vorlesung Schillerscher Poesie *fortsetzte*.« Es war also keine Eisenbahnkatastrophe mit den unter Trümmern Wimmernden, Verwundeten und Rettern, sondern nur eine Schillerfeier, bei der alles rennet, rettet, flüchtet. Sie war von dem bekannten Idealisten Großmann in der Freien Volksbühne veranstaltet worden. Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. In einem andern Saale ging's gleichfalls stürmisch zu. Dort »bestritt« Herr Gregori »beide Programme allein«, »mischte sogar Novitäten des Vortragstisches hinein« und »riß« zu wiederholtenmalen »hin«. Wohin? ... Aber es geht viel vor, wenn man einmal eine Woche nicht da ist.



Schrecken der Unsterblichkeit

Von Karl Kraus

Denn er war unser. Nämlich der Herren Minor, Kalbeck, Bettelheim, Blumenthal, Holzbock, Lothar usw. Sie werden hervorkriechen, ich ahnte es, sie werden hervorkriechen. Wenn ein Denkmal renoviert wird, kommen unfehlbar die Mauerasseln und die Tausendfüßer ans Licht und sagen: Denn er war unser! Es sind die Leichenwürmer der Unsterblichkeit. Und was Schillers Andenken mit Fug verkleinert, es ist die leichte Möglichkeit solcher Patronanz. Sein Stoffliches war so sehr das Stoffliche aller Welt, daß sich die schwärmerische Impotenz ihm blutsverwandt glaubt, daß sich die Lebensblindheit, die nur den Blick »gen Himmel« richtet, die Taubheit, die nur auf Sphärenmusik eingestellt ist, und alles Nichts, das sich durch ideales Streben präsentabel macht, an seinem Ehrentag geschmeichelt fühlt. Was immer in Deutschland in seines Nichts durchbohrendem Gefühle krepieren müßte, wenn ein Dichter gefeiert wird, lebt auf, wenn dieser Dichter gefeiert wird. So daß es ungeheuer schwer hält, durch die Schatzkammern der Banalität, die diesem Dichter vor allem andern den Zuspruch der Nachwelt verschafft haben, zu seinem wahren Kunstgehalt vorzudringen. Denn hinter ihm, vor ihm, neben ihm liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine. Ja, einen Aufwand übermenschlicher Gerechtigkeit verlangt die Pflicht, dahinter zu kommen, daß Schiller besser war als sein Ruf. Wo sind die Nerven, die, stündlich von den Schmarotzern des Wahren, Guten und Schönen beleidigt, sich zur Ruhe solcher Untersuchung bequemten? Im Kampf gegen sein Gefolge, und möge dabei auch Schiller selbst verletzt werden, wirkt man für sein Andenken am sichersten. Wenn an ihm ein Unsterbliches ist, so wird es erst erstehen, wenn die Unsterblichkeit erledigt ist, die ihm zweifellos eine glückliche Mischung von Minderwertigkeiten errungen hat. Ehe wir von dem Künstler reden wollen, muß unbedingt auch nur die entfernteste Möglichkeit beseitigt sein, daß vor einer Schillerbüste ein Männergesangsverein Aufstellung nimmt. Daß mir

sein zweihundertster Geburtstag vor solchen Zwischenfällen bewahrt bleibe! Und daß bis dahin überhaupt alle kompromittierenden Beziehungen zwischen einem Genius und den gestärkten Vorhemden aufgehört haben — das walte Gott!

Bis zu diesem Termin werden die Herren, die sich heute noch als Kostgänger des Schillerschen Ruhmes lästig machen, ja reichlich Gelegenheit haben, selbst die Unsterblichkeit zu erwerben. Besser, es gelingt ihnen durch die Kraft ihrer Reklame und durch die Ausdauer, mit der sie hinter Särgen gelaufen sind, als daß der Typus noch weiter das Gesichtsfeld der Mitlebenden verunziere oder gar bei späteren Dichterehrungen anwesend sei. Denn es ist dringend zu wünschen, daß die Leute, die, sobald von Kunst die Rede ist, das Wahre, Gute und Schöne zu berufen beginnen, die mit den Idealen auf dem besten Fuß stehen und bei der Anrufung Schillers das Himmelsgewölbe eindrücken, endlich zur Ruhe kommen. Was will das Pack? Wenn Schiller bloß die Verse gedichtet hätte: »Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde — Das ist das Los des Schönen auf der Erde«, so wäre ja die Aufregung noch begreiflich. Aber so? Warum rückt denn diese ganze freiwillige Feuerwehrbegeisterung aus, wenn Schiller Geburtstag hat? Warum begeht man dieses himmelschreiende Unrecht an Wildenbruch, der doch all das in noch viel handlicherer Form bietet, was ein deutsches Herz zu Schiller zieht, und der doch auch in der Fürstengruft begraben liegt? Was bestimmt die Turnvereine, uns den Ausblick auf Schiller zu verstellen? Muß denn ein Dichter erst hundertfünfzig Jahre alt sein, um der allgemeinen Anerkennung jener teilhaftig zu werden, die bloß der Gedanke berauscht, daß es so etwas gibt, wie das Teilhaftigwerden der allgemeinen Anerkennung? Lebt nicht ein Lauff? Steht er nicht auch schon mit einem Fuß in der Fürstengruft? Und wäre dieser armelige Reichtum an Idealen nicht schließlich sogar durch Herrn Paul Wilhelm der Jugend zu bieten, wenn sich ein Kultusministerium entschlösse, einen neuen Gymnasialklassiker zu kreieren? Diese Jugend, die mit ein bißchen Schall fürs Leben versorgt ist, wird ja erst bei einer Revision ihrer Begeisterungen lebensüberdrüssig!

Da muß man aber doch sagen, daß der einzige ehrliche Kulturfaktor im deutschen Sprachbereich der Burgtheaterdirektor Hofrat Schlenther ist. In stürmischer Zeit, da ihn die Demissionsgerüchte nur so umschwirren, wohnt er am Schillertag unter der Devise: die Lebenden fordern ihre Rechte, der Berliner Premiere eines Werkes der Herren Kadelburg und Presber bei. Für die Wochentage muß auch gesorgt sein. Dagegen wohnten der Schillerfeier im Königlichen Schauspielhause, wie der Beiwohner Holzbock meldet, einige »Kollegen des großen Dramatikers Schiller« bei, nämlich die Herren Lindau, Blumenthal, Philippi, Lubliner, Zobelitz, Max Bernstein usw. Nichts stelle ich mir aufreibender vor als die Repräsentationspflichten, die so eine Berliner Saison an die deutschen Dichter stellt. Eine Zeitungsnotiz vom selben Tage und im Stil der Berichte über die Schillerfeier spricht wieder von dem »Ereignis im Berliner Gesellschaftsleben«, welches das Diner bedeutet habe, »mit dem der Kommerzienrat Jacob seine Wiedergenesung von schwerer Krankheit feierte. Die Literatur war vertreten durch Lindau, Blumenthal, Fulda, Zobelitz«. Ach, eine einfache Verhebung, wie sie im Zeitungsbetrieb so häufig vorkommt, hat die Verwechslung verschuldet. Natürlich sollten die Herren Lindau, Blumenthal, Fulda, Zobelitz bei der Schillerfeier als schlichte Vertreter der Literatur erscheinen und bei der Jacobfeier als die Kollegen des großen Kommerzienrats. So weit sind die beiden Welten, in denen unsere Zeitgenossen leben: Schiller und der Kommerz, nicht von einander entfernt, daß der Irrtum nicht begreiflich wäre. Finden wir sie doch geradezu vereint in der Tätig-

keit des Herrn Felix Holländer, der als Dramaturg des Herrn Reinhardt nicht nur mit den großen Dramatikern, sondern auch mit den Kommerzienräten Fühlung hat, und schon deshalb berufen war, den Kunden des Passage—Kaufhauses mit einem Vortrag über Schiller aufzuwarten. Die entscheidende Anregung zu diesem Entschlusse mag freilich das Gerücht gegeben haben, daß Schiller sich irgendwo selbst als Kollegen des großen Kommerzienrats deklariert hat, nämlich in dem bekannten Vers: Euch, ihr Götter, gehört der Kofmich.

»Wie sagt doch Schiller ... « Alle jene, die so anfangen, wenn sie zur Quelle ihre Banalität führen wollen, müssen erst vom Schauplatz des deutschen Geisteslebens weggeputzt werden, ehe wir uns überhaupt wieder in ein Verhältnis zu Schiller setzen lassen. Was sie an ihm anbetungswürdig finden, sind Ideen, die als Phrasen gestorben sind, wenn sie nicht als Phrasen geboren wurden. Wenn seines Geistes Blut in ihnen lebte, so gerann es und taugte nicht zum Lebenssaft nachkommender Geister. Von einer Gebärde der Verzückung, die wir als Erbe bewahren, würde unsere Kultur auf die Dauer ein klägliches Dasein führen. Was die Schillerfeierler der Jugend einimpfen wollen, kann in Wahrheit nicht das sein, was wir ihm zu danken haben. Schlimm stünde es um Deutschland, wenn wir mit diesem Schutt einer zu den Sternen emporgereckten Voraussetzungslosigkeit, wenn wir mit den Trümmern dieser baufälligen Wolkenkratzer der Empfindung durch die Jahrhunderte wirtschaften wollten. Wenn nur erst Schiller als Ofenschmuck des deutschen Heims entfernt ist, kann er noch als Revolutionär in das deutsche Heim zurückkehren und die züchtige Hausfrau, die drinnen waltet, zum Erröten bringen, ja selbst Laura am Klavier an die Tage erinnern, da er noch die Brüste des Weibes »Halbkugeln einer bessern Welt« genannt hat. Damals nämlich, als noch in keinem Haushalt der Zitrone saftiger Kern zu populär—philosophischen Vergleichen gepreßt wurde; da noch nicht des Zuckers lindernder Saft die herbe Kraft des Dichters zähmte, noch nicht des Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich vermischt hatte, und überhaupt der Punsch des Lebens ganz anders zubereitet wurde. O, damals lohte noch ein Moralhohn und tobte so laut, daß er heute selbst die Feiertagsglocke übertönen könnte, daß er die ministeriellen Redner verstummen, die Säkularfresser sich erbrechen und alle jene sich bekreuzigen ließe, die im überkommenen Glauben ihr »denn er war unser« beten. Was heute in Deutschland an Schiller glaubt, an ihn »voll und ganz« glaubt, sind die Leeren und Halben. Die den Gipfel der Poesie darin erblicken, daß sich alles reimt, und vor allem Leben auf Streben. Denen der Fortschritt eine Wandeldekoration ist, vor der sie staunend stehenbleiben. Alle Maulaffen der Zivilisation und alle Dunkelmänner der Freiheit. Alles Ungeziefer des Ruhms: Germanist, Schöngeist und Reporter; Totengräber, Tausendfüßer und Holzbock. Alle, die sich ihrer Persönlichkeit erst bewußt werden, wenn sie die Menschheit ans Herz drücken, und vor dem Sturz ins Chaos nur bewahrt bleiben, wenn sie einen Verein gründen. Pastoren, Sozialdemokraten, Schlaraffen, Mitglieder des Vereins »Flamme«, Mitglieder des Vereins »Glocke«, überhaupt Mitglieder. Nicht Männer, sondern Obmänner. Alle, die da sagen, daß für das Volk das Beste gerade gut genug sei, oder alle, die da sagen, daß uns die Kunst erheben soll, und überhaupt alle, die da sagen, was alle sagen. Sie sind es, die nur eine Frage frei haben an das Schicksal, nämlich die: »Wie sagt doch Schiller?« Hätte er sie geahnt, hätte er sie heraufkommen sehen, wie sie die Kultur umwimmeln, wie sie mit ihren Plattköpfen an seinen Himmel stoßen und mit ihren Plattfüßen seine Erde zerstampfen, so daß kein Entrinnen ist vor der Allgewalt ihrer Liebe — er hätte sich die Unsterblichkeit genommen!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Der Herausgeber der 'Fackel' ersucht, die Einsendung von Manuskripten oder Zeitungsausschnitten, Lieferung von »Material«, Übermittlung von Billetts, Einladungen, Rezensionsexemplaren, Talentproben, Mitteilungen irgendwelcher Art zu unterlassen.

Manuskripte, die ohne Aufforderung an die 'Fackel' gelangen, werden vernichtet, wenn ihnen nicht ein frankiertes und adressiertes Kuvert für die Rücksendung beiliegt.

Die Verleger der Provinzblätter werden ersucht, von der Zusendung jener Nummern, die nicht Belege für die Inhaltsangabe der 'Fackel' sind, abzustehen.

Mitteilungen administrativer Natur, Abonnementsaufträge u. dgl., die statt an den Verlag an die Redaktion oder an die Privatadresse des Herausgebers gelangen, werden nicht berücksichtigt.

Abonnenten wird anheimgestellt, vor Ablauf der Bezugsfrist den betreffenden Teilbetrag zurückzuverlangen, wenn ihnen der Bezug der Zeitschrift aus irgend einem Grunde nicht mehr erwünscht ist. Das gleiche Recht der Sistierung eines Abonnements behält sich der Verlag vor.

Redaktion und Verlag der 'Fackel'.